



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

seid vor Gott ganz gleich, wenn jedes nur nach seinem Glauben lebt und treulich seine Pflicht tut. Wie Frau von Suttner gegen den Krieg, so möchte ich gegen die Intoleranz predigen und meine Hände aufheben und das deutsche Volk bitten: Waffen nieder! — daß es Friede werde unter den Menschen!

Maria hatte, hingerrissen von ihren Empfindungen, sich so in Eifer und Wärme geredet, daß sie vergaß, zu wem sie sprach. Beide Männer hatten ihr schweigend zugehört, Heinrich mit unterdrücktem Zorn, der Pfarrer anfangs mit teilnehmendem Interesse, zuletzt mit einem leise herausziehenden Spottlächeln. Jetzt stand er auf. Sie schießen übers Ziel, gnädige Frau! Was Sie wollen, das ist die Simultanschule — da tue ich nicht mehr mit, sagte er merklich kühler und empfahl sich. Da begriff Maria, daß sie ihren mächtigsten Bundesgenossen verloren hatte.

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. (Eröffnung des Reichstags. Die Nationalliberalen. Stoffe zur Opposition. Auswärtige Politik. Der Rücktritt des Fürsten Bismarck. Das Kaiserpaar in München.)

Diese Woche steht unter dem Zeichen der Wiedereröffnung des Reichstags. Da die Parteiverhältnisse die alten sind, so wird sich seine Haltung nicht wesentlich ändern, höchstens dürfte sich die Opposition verschärfen. Denn nicht nur ist von einem engeren Zusammenschluß der verschiedenen Fraktionen des Freisinn, der Oppositionspartei quand même, die Rede, sondern auch der Führer der Nationalliberalen, Baffermann, hat vor kurzem ein Lösungswort ausgegeben, das auf einen solchen Entschluß deutet. Es wäre sehr zu beklagen, wenn er zur Ausführung käme. Im Liberalismus können nun einmal die Nationalliberalen den Freisinn, ihren alten linken Flügel, niemals übertrumpfen; sie haben ihre große Zeit gehabt, als sie den ersten Teil ihrer Parteibezeichnung voranstellten, im ersten Jahrzehnt des Reichs, sie haben sich 1879 gespalten, weil ihr linker Flügel die neue nationale Aufgabe zurückstellen wollte hinter ihren „Prinzipien“, und sie selbst haben es damals verschmäht, die ihnen von Bismarck gebotne Gelegenheit ergreifend, in die Regierung einzutreten, weil ihnen die Wahrung ihres Liberalismus höher galt als die Teilnahme an der Gewalt, mit der sie doch eben die Verwirklichung ihrer Grundsätze weiter hätten fördern können. Es war der alte Fehler des deutschen Liberalismus, der in der Opposition gegen die Regierungen aufgekommen ist, und der unter der Nachwirkung dieses Ursprungs niemals so recht regieren gelernt hat. *Tempi passati, die nicht wiederkehren!* Aber seit 1879 ist es mit dem Nationalliberalismus fortgesetzt bergab gegangen, und heute zählt die Partei, die das besitzende und intelligente Bürgertum besonders repräsentieren soll, im Reichstage wenig über fünfzig Abgeordnete, die Hälfte der Stärke des Zentrums, ein schreiendes Mißverhältnis zu der Bedeutung, die dieses Bürgertum in wirtschaftlicher und geistiger Bedeutung mit Recht beanspruchen darf. Wie sehr das durch den Übergang der deutschen Fabrikarbeiterschaft, die ja aus den ins Riesenhafte wachsenden industriellen Unternehmungen des Bürgertums entstanden ist, zur Sozialdemokratie unter der Herrschaft des allgemeinen Stimmrechts mit herbeigeführt worden ist, das ist ja ganz klar; jenes besitzende Bürgertum bildet eben in den großen Städten besonders heute nur noch eine Minderheit. Aber es wird seine alte Bedeutung

ganz sicher nicht wieder erlangen, wenn es sich wieder in die Opposition begibt, es muß, wie es in seinen besten Zeiten getan hat, das nationale Banner offen und frei entfalten, es muß an der Stärkung der Reichsidee und der Reichsgewalt arbeiten, es muß jedem ungefunden Partikularismus abschwören, während heute liberale Blätter jede kleinstaatliche Empfindlichkeit zartfühlend in Schutz nehmen, es darf nicht selbst in den Partikularismus zurückfallen — wenn der Deutsche von „Reichsverdrossenheit“ ergriffen wird, dann wird er allerdings leider gern Partikularist, bloß aus Opposition —, es muß mit dem lebendigen Kaiserthum gehn und darf auch nicht verschämt seiner alten Vorliebe für ein parlamentarisches Regiment nachhängen, das in Deutschland unhistorisch und schon bei unsern heutigen Parteiverhältnissen unmöglicher ist als jemals.

Die Opposition wird im Reichstage auch ohne die Nationalliberalen mehr als genügend zu Worte kommen, dafür werden andre Parteien sorgen; denn in den letzten Monaten ist wahrlich genug Material zusammengekehrt worden. „Kolonialskandale“, „Fleischnot“, das angebliche „Duell“ zwischen Bülow und Bobielski, die auswärtige Politik, das alles wird auch im Reichstage sicher zur Sprache kommen. Nun, für die Kolonialpolitik werden wohl die Abgeordneten, die aus Afrika und Ostasien zurückgekehrt sind, mehr Verständnis und Sympathie mit heimgebracht haben, als sich daheim aus Akten, Berichten und Zeitungen beim besten Willen gewinnen läßt, und vielleicht entschließt sich auch Herr Erzberger, seine Objektivität durch die lebendige Anschauung und die Berichte seiner geistlichen Freunde, die in den Kolonien als Missionare neben den evangelischen hingehend arbeiten, zu vertiefen. Es darf nicht mehr vorkommen, daß sich der deutsche Reichstag den notwendigsten Anforderungen unsrer Kolonien verweigert, zum berechtigten Spott des Auslandes. Wir zitteren hierzu ein paar charakteristische Urteile aus G. Frenssens Buch „Peter Moors Fahrt nach Südwest“, das die Grenzboten in der letzten Nummer besprochen haben. Als das Schiff an der englischen Küste vorüberfährt, da sagt ein Marineoffizier zu einem andern: „Wir Seeleute denken anders über die Engländer als die Menschen drinnen im Lande. Wir treffen sie in allen Häfen der Erde und wissen, daß sie von allen die respektabelsten Leute sind. Da hinter den hohen Kreideseffen wohnt doch das erste Volk der Erde, vornehm, weltklug, tapfer, einig und reich. Wir aber? Eine einzige ihrer Eigenschaften haben wir von alters her, die Tapferkeit. Eine andre gewinnen wir langsam, den Reichtum. Ob wir den Rest jemals bekommen, das ist unsre Lebensfrage.“ Und an einer andern Stelle sagt ein alter „Schutztruppler“, als ein Brief aus Swakopmund mit Mitteilungen über die Gleichgiltigkeit in Deutschland gegenüber den südafrikanischen Kämpfen im Feldlager angekommen ist, zu Moor, der darüber erstaunt ist: „Was wundert dich das? Ist es nicht immer so gewesen? Wie viele Frauen hat der König von Siam? Was für ein Strumpfband trägt die Königin von Spanien? Welche Antwort hast du auf die Postkarte bekommen, welche du dem japanischen Feldherrn geschickt hast? Sieh! Das sind die Dinge, welche die Deutschen interessieren! Du solltest mal hören, wie die Engländer über uns lachen, über uns Redefragen und Hänse in allen Gassen. Die Engländer fragen bei jeder Sache: „Was nützt es mir und England?“ Es ist vor allem Sache des Reichstags, dafür zu sorgen, daß das anders werde.

Mehr als die Kolonien liegt dem deutschen Volke die „Fleischnot“ am Herzen, denn sie trifft jedes Haus an der empfindlichsten Stelle, und selten ist Deutschland so einig gewesen wie in diesen oft stürmischen und drängenden Kundgebungen. Nun, der Notstand, ein starkes Steigen der Fleischpreise, ist vorhanden. Es ist nur die Frage, ob er durch die „Öffnung der Grenzen“ sicher gehoben werden kann, denn dazu wirken doch manche Ursachen zusammen: das Wachstum der städtischen Bevölkerung, die allgemeine Steigerung der Lebenshaltung gerade in den Arbeiter-

kreisen, auch wohl die Spekulation, und auf keinen Fall dürfen die Interessen unsrer unter den schwierigsten Verhältnissen arbeitenden Landwirtschaft geschädigt werden, denn wir wollen und müssen in ihr ein gesundes, soziales Gegengewicht gegen das rapide Wachstum der Industrie konservieren, die immer größere Massen in großen Zentren unter oft so unnatürlichen Lebensbedingungen sammendrängt; wir wollen nicht, daß Deutschland ein solches reines Industrieland wird, wie England es geworden ist, denn ein solcher Staat ist nur einmal in der Welt möglich. Man darf doch Podbielskis Wirksamkeit als Landwirtschaftsminister nicht einseitig von dem städtisch-industriellen Standpunkt aus, der selten ein Verständnis für die Landwirtschaft gehabt hat, beurteilen, und man kann es begreiflich finden, daß es dem Kaiser, trotz mancher Vorkommnisse, sehr schwer gefallen ist, sich von einem so bewährten Ratgeber zu trennen, für den einen Ersatz zu finden nicht leicht sein wird. Aber das „Duell“ zwischen Bülow und Podbielski beruht auf Klatsch, der aus vereinzelt Vorkommnissen zusammengebraut ist. Und warum tritt die liberale Presse diese schon bündig dementierten „Krisengerüchte“ breit? Hat sie etwa ein Interesse an Bülows Rücktritt?

Die Lage der auswärtigen Politik bietet zu einem solchen Wunsche keine Veranlassung. Von einer „Isolierung“ Deutschlands kann man doch im Ernste nicht reden. Das Verhältnis zu Österreich steht felsenfest, und wenn der Nationalitätenstreit durch die geplante Wahlreform gemildert, die Gesamtstaatsidee energisch betont wird, dann wird der Zerfall Österreichs nie eintreten. Die „Mißverständnisse“ zwischen Österreich und Italien, die daraus gelegentlich entspringen, daß wichtige und berechnete Interessen beider Mächte eben nicht parallel laufen, und daß der Dreibund nicht alle Interessen der Verbündeten deckt und decken soll, daß deshalb manche Wünsche der einen oder der andern Macht mit Rücksicht auf das allen wertvolle Bundesverhältnis zurückgestellt werden müssen, scheinen beseitigt zu sein. Unser Verhältnis zu Rußland ist so gut, wie es sein kann — es hat bekanntlich unter Bismarcks Verwaltung zweimal, 1879 und 1886, dicht am Kriege gestanden, und er hat sich immer unter dem Alpdruck der Koalitionen gefühlt. Das französisch-russische Bündnis, das uns bisher übrigens gar nichts geschadet, sondern eher genützt hat, indem es Frankreich „an die Kette legte“, oder das englisch-französische Einvernehmen, das dem alten englischen Bedürfnis, einen festländischen Bundesgenossen zu haben, der wir ja auch hätten sein können, entspricht, die hätte auch Fürst Bismarcks Staatskunst nicht verhindern können. Aber ein russisch-französisch-englischer Dreibund besteht mitnichten, und es ist dafür gesorgt, daß auch die englisch-französischen Bäume nicht in den Himmel wachsen. Denn unsre heutige Politik umspannt nicht nur Europa.

Gerade in diesen Wochen ist die Erinnerung an den gewaltigen Staatsmann aufs neue und besonders stark erweckt worden. Daß die Hohenlohschen Denkwürdigkeiten den Unwillen des Kaisers erregt haben, ist sehr natürlich, denn welchem Monarchen kann es angenehm sein, wenn vertrauliche Äußerungen, ohne daß er gefragt worden wäre, in die breite Öffentlichkeit gebracht werden! Sachlich haben sie ihm persönlich nicht geschadet, sondern ganz wesentlich genützt. Was Eingeweihte längst wußten, andre, besser Unterrichtete mehr als ahnten, das ist jetzt ganz klar geworden: die Tiefe der Kluft, die den jungen, tatkräftigen, selbstbewußten Kaiser von dem greisen, herrschkundigen und herrschgewaltigen Reichskanzler trennte, und wer diese Dinge unbefangen, historisch würdigt, wozu es doch nun allmählich Zeit wird, der muß jetzt zu dem Urteil kommen: mit der Trennung beider vollzog sich ein tragisches, aber unvermeidliches Geschick. Ältere haben es mit Born und Kummer erlebt; es frönt aber nicht, bei diesen Empfindungen zu verharren, sondern zu verstehen. Was an der Behauptung der Preussischen Jahrbücher (im Novemberheft) ist, Bismarck habe

im Kampfe gegen die Sozialdemokratie an die Befestigung des allgemeinen Wahlrechts und sogar vermittels eines Staatsstreiches eventuell an ein gewaltsames Vorgehen gedacht, so geht es nicht wohl an, einen Mann wie H. Delbrück mit ein paar geringschätzigen Worten abzutun, wie manche Blätter versuchen. Die Sache klingt aber so ungeheuerlich, daß man annehmen möchte, sein Gewährsmann habe falsch gehört oder irgendeine Äußerung Fürst Bismarcks anders aufgefaßt, als sie gemeint war. Daß dieser gegen die Sozialdemokratie sehr weit gehn wollte, gerade kurz vor seiner Entlassung, und daß der Kaiser solchen Absichten widerstanden hat, dafür bürgen uns authentische Worte des Fürsten, die wir aber vorläufig lieber für uns behalten wollen.

Ein nach verschiedenen Richtungen hin höchst erfreuliches Ereignis dieser Woche ist die Anwesenheit des Kaiserpaars in München. Je wichtiger für den Bestand des Reichs das feste Vertrauensverhältnis zwischen seinen Fürstenhäusern ist, desto mehr ist ein solches Zusammentreffen zwischen Hohenzollern und Wittelsbachern zu begrüßen, und je peinlicher es zuweilen empfunden werden kann, daß sich das bayrische Selbstbewußtsein gern hinter den blauweißen Grenzpfählen absperret und sich in einer Sonderstellung gefällt, desto angenehmer berührt es, daß jetzt auf bayrischem Boden im Beisein des Kaisers ein Museum begründet wird, das nicht bayrisch sein will, sondern schlechtweg deutsch.

Magyaren und Kroaten. Ungarn und Kroaten sind grimmige Feinde seit langem, aber Herzbrüder seit kurzem — voraussichtlich bis auf recht baldigen Widerruf, zwei gänzlich verschiedene Völker der Abstammung und der Sprache nach, aber außerordentlich ähnlich im Wesen und in ihren Anschauungen. Wer sie genauer kennt, findet bald die gleiche Charaktereigentümlichkeit bei beiden heraus: daß nämlich der eine den andern haßt, und zwar mit dem wilden Haß der unlösbar aneinander Gefetteten, aber auseinander Strebenden. Das ist leicht erklärlich, denn Verwandtenabneigung ist die stärkste von allen. Freilich in Ungarn wollte man das nie eingestehn. Mit Geringschätzung sprach man seit einem Menschenalter von den wenigen und blutarmen Kroaten; stolz und natürlich auch ungerecht, im Bewußtsein dessen, daß die Hegemonie in der Gesamtmonarchie von den Ungarn ausgeübt wurde, daß also die Kroaten gewissermaßen im Abhängigkeitsverhältnis zu Ungarn standen. Die verzweiflungsvollen Anstrengungen der Kroaten, ihre politische und wirtschaftliche Lage zu verbessern, begegneten bei den bisherigen Machthabern in Budapest der schroffsten Abweisung, und ihr unaufhörliches Klagen, daß sie schlecht behandelt würden, entbehrte keineswegs der Berechtigung.

Zu der Agramer Paschawirtschaft — der frühere Banus von Kroatien, Graf Khuen-Héderváry, regierte ganz absolutistisch, „magyaronisch“ nannten es die Kroaten — gesellte sich noch eines: das arme, schwach bevölkerte und zurückgebliebne Land war auch in wirtschaftlicher Beziehung gelähmt, und dies durch ungarische Einrichtungen, namentlich durch das Verzehrungssteuergesetz von 1899. Vor dem wurden diese Abgaben vom Erzeuger der Ware erlegt, nun aber vom Verzehrter. Kroatien ist aber ein Land ohne nennenswertes Großgewerbe und wurde dadurch schwer geschädigt; das kroatische Geld wanderte nach Ungarn, das ohnehin bescheidne kroatische Budget geriet in Unordnung, man kam endlich so weit, daß es in Agram an allem fehlte. Das erzeugte, wie sich denken läßt, Unzufriedenheit in hohem Maße, die beim Volk, das sich ja das Warum und Weil nicht so zergliedern kann wie der Unterrichtete, noch gesteigert wird durch das niederdrückende Gefühl verletzten Nationalstolzes. Daß die Eisenbahnen in Kroatien — die wichtigsten Linien sind Eigentum der ungarischen Staatsbahn — das Ungarische zur Amts- und Geschäftssprache gemacht hatten, daß der Beamte in der kleinsten

Station am Schalter nur ungarisch sprach, und wenn er auch ganz geläufig kroatisch reden konnte, doch die Passagiere zwang, sich des verhassten „Magyarischen“ zu bedienen, das erschien auch dem Mann aus dem Volke geradezu als eine Schmach. Der Nadelstich tat weh, sehr weh, und solcher Nadelstiche gab es eine ganze Menge.

Jetzt sieht man dieses Unrecht auch in Budapest ein. Die neuen Herren des Ungarns von 1906 versuchten nicht, das ableugnen, vertuschen oder beschönigen zu wollen. Sie haben sich, noch ehe die Macht in ihre Hände übergang, mit den Führern der kroatischen Regierungsgegner für alle kommenden Fälle verständigt. In Fiume, dem einzigen, aber italienischen Hafenplaz Ungarns, der von den Kroaten als kroatischer Besitz zurückgefordert wird, wurde vor ungefähr einem Jahre der Pakt geschlossen: zwischen den ad hoc vereinigten ungarischen Oppositionellen, die damals im verzweifeltsten, nicht die geringste Aussicht bietenden Kampfe wider „Wien“ standen, und den kroatischen Genossen, deren Aussichten auch sehr schlecht waren, eigentlich noch schlechter wie die der ungarischen Waffenbrüder. Jedenfalls war es von den Kroaten klug, das Bündnis einzugehn, denn die Möglichkeiten zu ihren Gunsten, mit denen sie rechnen konnten, waren verschwindend gering, vor allem im eignen Lande. Sie hatten wohl eine riesengroße politische Partei hinter sich, doch nur eine winzige Vertretung im Landtag. Dort durften sie, dank einer für den Banus überaus bequemen Wahlordnung und einem noch bequemern Hausgesetz mit Cloture und allem, was zur richtigen Knebelung der Landesväter gehört, gewiß nicht darauf rechnen, jemals als Mehrheit die damals allmächtige „magyaronische Nationalpartei“ zu verdrängen. Freilich, auf die ungarische Opposition war auch „kein Verlaß nicht“, denn seit dem Ausgleich von 1867 war für Kroatien von Budapest noch nie etwas Gutes gekommen, jede herrschende Partei in Ungarn hatte Kroatien geknechtet. Konnte und durfte man da hoffen, daß ein Wunder geschehen werde? Ein doppeltes Nein? ein dreifaches? Daß die ungarische Opposition siegen, daß sie ein durch dreißigjährige Überlieferung fast geheiligtes „System“ beseitigen und Kroatien das Seine geben, und wohl der Wunder größtes, daß in Kroatien selbst ein Umschwung der Verhältnisse zugunsten der Opposition eintreten werde? Immerhin, man wollte es mit den Ungarn versuchen. Und die Wunder geschahen, sogar alle drei. Dann trat aber die unausbleibliche Wirkung allzu starker zentripetaler Kräfte ein. Zu sehr überspannt und also abgeschwächt, konnten sie nicht mehr wie früher die entgegengesetzte Strömung aufhalten. Seit einiger Zeit machen sich in Ungarn zentrifugale Richtungen bemerkbar. Die „Nationalitäten“ — man versteht darunter alle ungarländischen Staatsbürger nicht-magyarischer Zunge — rühren sich; dreißig Jahre lang waren sie niedergehalten worden, nun wollen auch sie ihren Plaz an der Sonne. Und die Kroaten pochen lauter als je zuvor auf ihre gewiß mehr als bloß theoretischen Rechte auf ein selbständiges Volk und Staatswesen. In Ungarn wurde bisher immer geleugnet, daß Kroatien Selbständigkeit hätte, das Königreich wurde stets nur als eine Art Provinz mit gewissen Freiheiten, mit einer beschränkten Autonomie in verwaltungstechnischer Beziehung betrachtet und dementsprechend behandelt. Erst in der allerjüngsten Zeit ist diese Auffassung zwar durchaus nicht geschwunden, wohl aber mit Absicht in den Hintergrund gedrängt worden. Man schweigt eben darüber und gefällt sich jetzt ganz in erstaunlicher Duldung und Nachsicht, wenn von den *res croaticae* die Rede ist. Dadurch hat man Ruhe im Südwesten, diesem Wetterwinkel, wo es während der langjährigen Herrschaft der „liberalen Partei“ in Ungarn fast unaufhörlich geblitzt und bedrohlich gedonnert hat. Die Ungarn brauchen eben jetzt die Ruhe. Die ungarländischen Slowaken und Ruthenen und Rumänen sind aber, wie schon angedeutet worden ist, eifrig daran, den Magyarern Schwierigkeiten auf allen Gebieten zu bereiten. Sie wissen eben, daß nun die Vorherrschaft der Magyaren in Gesamtösterreich nicht mehr besteht, daß in wenig

Fahren, falls nicht wieder ein Wunderchen geschieht — etwa in Gestalt einer wirklich kräftigen Hand in Wien —, Ungarn und Österreich ihre eignen Wege gehn werden, die keineswegs parallel laufen, und daß sie, an Zahl den Magyaren gleich, in einem isolierten Mittelstaat ganz anders auftreten können, als sie das in dem von Budapest aus regierten Großstaat Österreich-Ungarn tun durften. Sie wissen das, und diese Erkenntnis verleiht ihnen Mut. Wenn die Kroaten mit ihnen halten, so käme das einem Unglück für die Ungarn gleich. Die Aussöhnung zwischen den alten Feinden sollte dem nun vorbeugen.

Wie lange der Friede — oder richtiger — der Waffenstillstand dauern wird? Auf dem Hauptplatz in Agram steht das Denkmal von Jelacić, dem „schwarzgelben“ General, der im Sturmjahre 1848, das für ihn ein Rachejahr werden sollte, seine kaisertreuen Kroaten nach Ungarn führte und seither im Donau-Drainwinkel als Nationalheld gefeiert wird. Das Standbild steht eigentlich verkehrt an der neuen Seite des weiten Platzes; den Blick auf die Häuserzeile vor ihm gerichtet, hält Jelacić in der Rechten das hochgeschwungne Schwert, aber darin liegt Absicht: der alte General droht gegen die Ungarn. Wenn, wie es in Agram oft vorkam und wohl noch oft der Fall sein wird, Demonstranten die Stadt durchziehen, „Abzug Magyaren!“ und Zivio Hrvatska<sup>\*)</sup>, auch Krepela Magyarska!<sup>\*\*</sup>), auch noch ärgres brüllen, dann wird immer vor dem Denkmal Halt gemacht, bluttriefende Reden werden gehalten, und der Schluß ist allezeit ungefähr der: ein neuer Jelacić möge kommen und mit seinen Kroaten wieder einmal in Ungarn einfallen. Das ist bezeichnend für den Geist, der in Kroaten heimisch ist. Und in Budapest gibt man sich darüber auch keiner Täuschung hin. Wohl belächelt man die sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholenden Szenen vor dem Jelacićdenkmal zu Agram, denn sonderlich rühmlich war der Einfall der Kroaten von 1848 freilich nicht, sie holten sich furchtbare Schläge. Daß aber die Waffenbrüderschaft zweier Völker mit so widerstreitenden Interessen keinen Bestand haben kann, weiß jeder politisch Urteilsfähige; unter vier Augen gesteht mans auch in Budapest zu, in der Öffentlichkeit freilich nicht, Gott behüte! das litte weder die stramme Parteidisziplin noch die Haltung der zurzeit kroatenfreundlichen Presse. Man ist trotzdem nicht im unklaren darüber, daß der Bund sofort gesprengt werden wird, sobald der eine oder andre Teil wahrnimmt, daß der andre seine Birkel stört, oder bis, offen herausgesagt, die Ungarn merken, daß die Kroaten ihre eignen Wege gehn, und die Kroaten, daß die Ungarn ihnen nicht ohne weiteres ihre Forderungen sämtlich bewilligen wollen. Und diese sind durchaus nicht klein. Vor wenig Monaten sagte erst einer der kroatischen Führer, der inzwischen aus taktischen Gründen wieder einmal magyarenfreundlich geworden ist: nie und nimmer wird ein unabhängiges Ungarn die Errichtung Großkroatiens durchzuführen, das kann nur in einem Großösterreich geschehen. Wenn die heute in Kroatien Maßgebenden das auch nicht laut werden lassen, so sind sie doch im geheimen alle von der Richtigkeit dieses Gedankens überzeugt, besonders was den ersten Teil des Satzes anlangt. Mit Ungarn können die Kroaten ihre ehrgeizigen Träume nicht verwirklichen; gegen Ungarn vermögen sie es jetzt noch nicht; sobald aber der erste geeignete Zeitpunkt dafür gekommen ist, geht die Seelenfreundschaft sofort in die Brüche. Wenn auch jetzt keine großangelegten Ungarnheken in Agram veranstaltet werden, so gibt es immer kleine, die kroatischen und ungarischen Zeitungen sind nur immer bemüht, solchen Exzeßchen die Spitze abzubringen. Vor wenig Wochen erst hatten die tschechischen „Sokolisten“ und ihre kroatischen Verbündeten in Fiume einen abscheulichen Rabau verübt, wobei Ungarn, Italiener und nebenbei

\*) = Hoch Kroatien!

\*\*\*) = Die Ungarn sollen verrecken!

natürlich auch die Deutschen in einen Topf geworfen wurden. Hätten da die kroatischen Führer und die Budapester „Vermittler“ nicht nach Leibeskräften demontiert, erklärt und beschwichtigt, so wäre schon damals der alte nationale Hader wieder hell aufgelodert. Das wird aber bei einer andern Gelegenheit erfolgen. Daß das Zerwürfniß mit darauffolgender um so heftigerer Feindschaft nicht ausbleibt, das ist sicher, nur der Zeitpunkt ist noch nicht zu bestimmen. Morgen — übermorgen — in drei Monaten oder in achtzehn? Aber was bedeuten einige Jahre im Völkerleben?  
f. D.

Hundertjährige Schlagwörter. Das Jahrzehnt, das jetzt etwa gerade um hundert Jahre zurückliegt, das erste des vorigen Jahrhunderts, erlebte von außen jene Erschütterungen, deren schicksalsmächtiger Leiter Napoleon der Erste war, und strebte im Innern in die verfeinerte Gemütsfähigkeit der Romantik hinein. Kamassendienst war damals die Bezeichnung für die kraftlose Garnisonstätigkeit von preussischen wie österreichischen Offizieren, die ihre militärische Interesselosigkeit durch paradiesisches Auftreten zu verdecken suchten. Mit Bulletin verband man den Begriff des in schönen Worten aufschneidenden französischen Schlachtberichts oder allgemeiner Heerzettel. Aus dem napoleonischen Regime in Frankreich ist das Wort Zentralisation hervorgegangen, und auf Napoleon selbst geht der Gebrauch des Wortes Ideologe für einen unpraktischen philosophisch-politischen Schwärmer zurück. Aber auch Napoleons Gegner verschafften sich Gehör: 1810 brachte Zahn durch sein Werk vom deutschen Volkstum dieses neue Hauptwort in Schwang. Das etwas sentimental-humoristisch angehauchte norddeutsche Bürgertum von damals erzeugte, wie es scheint, das Wort von der bösen Schwiegermutter, das zunächst auf die Mutter des Gatten bezogen wurde, also aus dem Sinne der jungen Frau heraus gesagt war. Die Worte Komfort und komfortabel kamen damals als Zeugnisse für das als überlegen empfundne englische bürgerliche Wohnbehagen auf. In die romantische Sphäre führen uns Novalis mit dem Symbol der blauen Blume seines Heinrich von Ofterdingen (1802), Jean Paul mit dem von ihm erfundenen und so reich und hübsch ausgestatteten, seitdem freilich verschobnen Begriff der Flegeljahre (1804) und, das Ende der Romantik vorwegnehmend, mit dem Weltschmerz (1810), der zwanzig und vierzig Jahre später im Gefolge Heines und Schopenhauers weitere Kreise ansteckte. Ähnlich ist auch Pessimismus schon zu Beginn des Jahrhunderts aufgetaucht und hat erst gegen die Mitte des Jahrhunderts recht um sich gegriffen. In jenen ersten wie in den zunächst folgenden Jahrzehnten fehlt es endlich nicht an tiefen, noch heute frischen Wortschöpfungen des alten Goethe: aus dem zweiten Teil der Wahlverwandtschaften (1809) stammt die Höflichkeit des Herzens.

Solchen Schlagwörtern durch das ganze neunzehnte Jahrhundert hindurch einmal nachzugehen wäre sehr lehrreich und ließe sich wohl auch ganz unterhaltend vortragen. Wir könnten das aber in der Kürze weniger Druckseiten nicht so belehrend tun, wie es das vor kurzem bei Trübner in Straßburg erschienene Werk Historisches Schlagwörterbuch seinen Lesern ermöglicht. Der Verfasser, Otto Labendorf, nennt den 355 Seiten starken Band auf dem Titel einen Versuch; mag sich die Sammlung noch vervollständigen und in einzelnen Punkten berichtigen lassen, interessant und als Beitrag zur Geistesgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts wichtig ist sie schon jetzt und geeignet, klärend und auch positiv bildend zu wirken.

